

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 31 (1955-1956)

Heft: 11

Artikel: Bundesräte und Maharadschahs sitzen zu meinen Füßen : aus dem Leben eines Zauberers

Autor: Marfurt, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BUNDESRÄTE und MAHARADSCHAHS

sitzen zu meinen Füßen

Zeichnung: Alfred Kobel



AUS DEM LEBEN EINES ZAUBERERS

VON ALBERT MARFURT

ICH WURDE nicht als Zauberer geboren. Auch die äußeren Umstände hatten, als ich das Licht der Welt erblickte, wenig Außergewöhnliches an sich. Mein Vater war Schneidermeister. Bald nach meiner Geburt in Sursee siedelte er nach Luzern über. Mit der Zeit kamen noch drei Buben und drei Mädchen dazu. Das Glück und das Vermögen der Familie bestand in unserer Gesundheit.

Schulwissen konnte ich mir bloß aneignen, was sechs Primarklassen und ein Jahr Sekundarschule bieten. Mit vierzehn Jahren galt es mitzuverdienen. Ich arbeitete als Magaziner in einem Tuchwarengeschäft. Meine Meisterleute waren liebenswürdige Arbeitgeber. Aber dann traf mein Vater eines Tages den Inhaber

eines Büroartikelgeschäftes, für den ich neben der Schule zwischenhinein Ausläuferdienste besorgt hatte. Dieser redete dem Vater zu, mich eine kaufmännische Lehre machen zu lassen. Mein Vater befolgte den Rat. Mein neuer Lehrmeister bewilligte mir, um den Verdienstaufschlag etwas auszugleichen, schon von Anfang an einen kleinen Monatslohn.

Wir wohnten in der Altstadt. Unserer paar junge Burschen hatten das Stammlokal in einer spanischen Weinhalle am Sternenplatz. Der Schwager des Besitzers war Spanier wie dieser, er wirkte im Betrieb mit und konnte mehr als Brot essen und Wein ausschenken. Er besaß die Gabe zu zaubern. Das gefiel uns jungen Burschen; wir versuchten seine Tricks

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Allpott

Die Herkunft des Ausdrucks *allpott*, immer wieder, läßt sich auf verschiedene Art erklären. *Pott* kann bedeuten *Bote*. In den Städten hatte ein Bote die Bürger zur Zunftversammlung aufzubieten; die Versammlung selber erhielt deshalb die Bezeichnung *Pott*. Der Ausdruck hat sich erhalten im «Herbstbott» der Gottfried Keller-Gesellschaft. Von hier aus gesehen bedeutet *allpott*, so oft der Bote kommt, um eine Zusammenkunft anzusagen. – Unter einem *Pott* versteht man aber auch ein Angebot bei einer Versteigerung, man spricht zum Beispiel vom *erschte* und vom *letschte Pott*. Die Angebote folgen sich rasch, so daß sich der Ausdruck *allpott*, bald wieder, bilden konnte. – In mittelhochdeutscher Zeit nannte man *Pott* den Preis, den man dem Sieger beim Spiel oder Wettkampf anbot. *Er schlug seinen Gegner allpott* hieß also ursprünglich: er schlug ihn bei jedem neuen Gang.

Boten zu Fuß und zu Pferd besorgten früher den Transport von Briefen und Waren. Wenn im Mittelalter ein Bote seine Nachricht überbracht hatte, gab man ihm zur Belohnung ein Stück Brot, das *Pottebrot*. Der Ausdruck hielt sich jahrhundertlang, trotzdem sich das Stück Brot längst in klingenden Lohn verwandelt hatte. Das Botenwesen hat sich zum Teil auch nach dem Aufkommen von Post und Eisenbahn bis ans Ende des 19. Jahrhunderts erhalten; so gab es zum Beispiel in Zürich einen *Zolliker*, einen *Chüsnachter*, einen *Adliswilerpott*.

Johannes Honegger

nachzumachen und überraschenderweise zeigte ich mich darin besonders begabt. Ich begann unermüdlich zu üben.

Nach beendigter Lehrzeit rückte ich in die Rekrutenschule ein und zeigte während der Pausen auf der Allmend oder am Abend in der Kaserne meine Kunststücke. Ich war sehr stolz, wenn sich sogar unser Korporal herbeiliess, um mir zuzuschauen. Besonders geschmeichelt fühlte ich mich, als man mich am Ende der Rekrutenschule aufforderte, am Kompagnieabend mein Können in Anwesenheit der Herren Offiziere vorzuführen.

Nach der Rekrutenschule und dem anschließenden Aktivdienst versuchte ich mein Glück als Nähmaschinenreisender. Ich verdiente in der Woche ganze 18 Franken. Auch die anschließende Tätigkeit als Aushilfskanzlist auf einem Advokaturbüro brachte mir wenig ein.

ICH WERDE ENTDECKT

So kam ich denn auf den Gedanken, mir als Zauberkünstler Gelegenheit zu einem erstmaligen öffentlichen Auftreten zu verschaffen. Ich meldete mich bei der Direktion der Kantonalen Erziehungsanstalt Rathausen. Diese war gerne damit einverstanden, daß ich den 200 Kindern unter Zuzug einiger anderer Artisten etwas Abwechslung in das eintönige Anstaltsleben bringe. Die staunenden Kinderaugen bei jener Vorstellung und solchen in anderen Anstalten, die sich anschlossen, sind mir bis heute in Erinnerung geblieben.

In der Folge versah ich verschiedene Stellen als kaufmännischer Angestellter. Ich verlor sie aber regelmäßig bald wieder, weil in jenen Jahren des schlechten Geschäftsganges wegen häufig Personal abgebaut wurde und dann meistens die Jüngeren entlassen wurden. Ich gehörte zu den Jüngsten.

Während dieser Zeit führte ich einmal im Café «Chez Robert» in Luzern einigen Freunden Kartenexperimente vor. Ein exotischer Herr verfolgte meine Tricks aus nächster Nähe mit großer Aufmerksamkeit.

Nach einigen Tagen traf ich diesen Herrn am Luzerner Quai. Er stellte sich als Sekretär eines indischen Fürsten vor, machte mir Komplimente über meine Fähigkeiten und erklärte mir auf englisch (das ich damals noch sehr stümperhaft kannte), daß sich Seine Hoheit, der Maharadschah Holkar von Indore für eine Privatvorstellung interessiere. Ich hatte meine

Zweifel. Immerhin gab ich ihm meine Adresse.

Tatsächlich erschien nach zwei Tagen bei mir zu Hause ein Ausläufer des Grand Hotel National. Er überbrachte mir den Auftrag, noch am gleichen Abend von halb acht bis acht Uhr dem Maharadscha eine Vorstellung zu geben. Die Sache schien mir immer noch höchst unwahrscheinlich. Wie konnte ein Fürst aus einem Lande wie Indien, in dem es doch, wie ich bis jetzt angenommen hatte, von den raffiniertesten Zauberern – und nicht bloß von meiner Sorte – nur so wimmelte, von einem kläglichen Anfänger wie mir etwas erwarten?

Ich legte mein schönstes Gwändli an, verpackte meinen ganzen Zauber in einer Schachtel und machte mich nach dem Hotel National auf. Die Miene des Concierge, der mich empfing, verriet mir, daß ich auf ihn nicht den besten Eindruck machte; er wies mich an, die Service-Treppe zu benützen um in die vom Maharadschah bewohnte Etage zu gelangen.

In den Räumen des Maharadschahs angelangt, wurde ich gefragt, was ich für meine Vorstellung benötige. Als ich den Privatsalon mit Herzklopfen betrat, sah ich dort den Maharadschah mit einer seiner Frauen und einigen höheren Offizieren versammelt.

Fast ohne Einleitung begann ich sofort mit meinen Kunststücken. Ich war überrascht, daß diese verwöhnten Herrschaften meinen Darbietungen große Aufmerksamkeit schenkten und mit Beifall nicht kargten.

Nach einer halben Stunde war mein Programm erschöpft. Aber der indische Fürst wünschte noch mehr zu sehen. Ich war sehr verlegen. Aber dann kam mir in den Sinn, daß meine Zuschauer vielleicht an einigen «telepathischen» Experimenten Gefallen finden könnten. Dieser zweite Teil dauerte eineinhalb Stunden. Nach der Vorstellung übergab mir der Sekretär einen Check. Der Betrag überstieg meinen Monatslohn als Bürolist.

MIT ÄLPLERN IST NICHT ZU SPASSEN

Eine Woche später bekam ich von Seiner Hoheit den Auftrag zu einer weiteren Vorstellung für seinen Sohn, der nach einer Operation von London soeben nach Luzern gekommen war.

Foto: Hans Schläpfer
Diana riecht den Städter

Mein Kummer war groß, dem Direktor des Hotels National mitteilen zu müssen, daß ich leider an dem gewünschten Abend bereits besetzt sei, weil ich der Älpler-Gesellschaft Buochs meine Mitwirkung an der Älpler-Chilbi zugesagt hatte.

Meine Absage wurde schlecht aufgenommen. Ich wurde sofort ins Hotel befohlen, um mich vor dem Sekretär des Maharadschahs zu verantworten. Dieser erklärte mir, er dürfe Seiner Hoheit von meiner Absage überhaupt nichts mitteilen. Ich solle meine andere Verpflichtung absagen oder dann müsse eben diese Gesellschaft ihre Chilbi verschieben. Diese Zumutung konnte ich nicht annehmen, auch nicht auf die Zusicherung eines größeren Honorars. Schließlich wurde die Lösung gefunden, daß ich, nachdem ich in Buochs vor dem Nachtessen einige Experimente zum Besten gegeben hatte, von einem riesigen Luxusauto nach Luzern gefahren würde. Meine zweite Hofvorstellung brachte mir ein sehr schmeichelhaftes Anerkennungsschreiben ein und wurde wirklich fürstlich honoriert. Aber unglücklicherweise hatte die Vorstellung wieder viel länger als vorgesehen gedauert. Ich kam mit dem Luxusauto, das mich um zehn Uhr abends in Buochs hätte abliefern sollen, erst gegen elf Uhr an.

Der Hotelier zur Krone warnte mich beim Empfang, mich ja nicht mehr in den Saal zu wagen. Die Älpler seien über meine Verspätung empört.

Ich spähte durch einen Türspalt ängstlich in den Saal. Mich schien nichts Gutes zu erwarten. Man sah den ergrimmtten Männern geradezu an, daß sie nur darauf warteten, den verspäteten Zauberer auseinanderzunehmen.

Schließlich wagte ich mich doch in den Saal und es gelang mir mit einigen Spässen, die Mißstimmung zum Verschwinden zu bringen.

AUS MARFURT WIRD MARFINI

Mit dem glänzenden Empfehlungsschreiben des indischen Fürsten hielt ich nun den Zeitpunkt für gekommen, öffentlich aufzutreten. Aber mir fehlte noch ein Künstlername. Marfurt tönte mir zu wenig verheißungsvoll. Überdies hielt ich es aus Rücksicht auf meine bürgerliche Existenz für besser, mich hinter einem anderen Namen zu verbergen. So trat ich denn seit dem Jahre 1921 bis heute als Marfini auf.

Ein gutgesinnter Nachbar ermöglichte mir die Anschaffung der ersten größeren Requisi-

ten. Mit diesen konnte ich die Vorbereitung einer Gastspieltournée im Engadin wagen.

Aber ich war noch unerfahren. In St. Moritz angekommen, fragte ich in den erstklassigen Hotels, bei denen ich vorsprach, den erstbesten Angestellten, der mir begegnete, ob ich hier wohl eine Zaubervorstellung geben könnte. Meistens fertigte mich dann der Concierge mit dem kurzen Bescheid ab: «Hier ist nichts zu machen.»

Später wünschte ich dann immer den Hotelbesitzer oder den Herrn Direktor «in einer privaten Sache» zu sprechen. Damit hatte ich mehr Erfolg. Das Empfehlungsschreiben meines Maharadschah verschaffte mir da und dort Gelegenheit aufzutreten.

STELLVERTRETER MEINER SELBST

Aber mein Selbstvertrauen, weniger in meine Kunst als in meine Erscheinung, ließ immer noch zu wünschen übrig. Bei einem Hotelier wagte ich nicht, mich als den Zauberkünstler selber vorzustellen. Ich gab mich als sein Vertreter aus und erreichte mit den Referenzen, die ich vorwies, daß dem Zauberkünstler Marfini aus Luzern ein Abend reserviert wurde.

Als ich am Abend der Vorstellung in der Hotelhalle meine Vorbereitungen traf und der Beginn heranrückte, fragte mich der Hotelier nervös, warum Marfini noch immer nicht da sei.

«Marfini wird zur Zeit da sein. Bleibt er aus, werde ich beginnen.» Das ging dem Hotelier gegen den Strich. Es könne doch nicht irgend einer die Vorstellung geben. Er verlange, daß wie abgemacht, Marfini persönlich erscheine.

Bald darauf begann ich die Vorstellung und hatte einen sehr schönen Erfolg.

Nachher entschuldigte ich mich bei dem Direktor, der dann auch begriff, was mich veranlaßt hatte, zu meiner List Zuflucht zu nehmen.

DER TRAINSOLDAT UNTER DEM DACHFIRST

Im Militär war ich unter dem Namen «Geisterspukfourier» bekannt und habe dort köstliche Episoden erlebt.

Es war während eines Wiederholungskurses im Jahre 1922, als die erste Kompanie des Bataillons 42 in Rumentikon (Kanton Zug) Quartier beziehen mußte. Schon vormittags elf

Uhr war der Küchentrain an Ort, um die Vorbereitungen für die Abendverpflegung zu treffen. In der Küche hatten sich bereits einzelne Trainsoldaten eingefunden. Auf Wunsch von Dienstkameraden zeigte ich nun im Freien einige Zauberkunststücke. Als ich aber mit einem stämmigen Trainsoldaten experimentieren wollte, packte ihn die Angst, es gehe hier nicht mit rechten Dingen zu. Er floh unter den Dachfirst einer Scheune und weigerte sich herunterzukommen, bevor der verhexte Fourier fort sei. Der Trainsoldat blieb die ganze Nacht unter dem Dachfirst verborgen, obschon ich längst nicht mehr in der Nähe war. Erst die Aussicht auf einen heißen Kaffee bewog dann den Armen, bei der Tagwache morgens um drei Uhr seinen Zufluchtsort zu verlassen. Er kam mit dem Gamellendeckel in der Hand in die Küche. Aber sobald er mich dort erblickte, ließ er den Gamellendeckel fallen und ergriff neuerdings die Flucht. Bloß die energische Zusprache des Kompagniekommandanten veranlaßte ihn schließlich, den Kantonnementsort mit der Truppe zu verlassen.

ZWEI FLASCHEN ST. MARCEAUX

Als junger Bursche hatte ich, um mir etwas Nebenverdienst zu verschaffen, gelegentlich auch im Stadttheater Luzern als Platzanweiser und Feuerwehrmann ausgeholfen. Nie wäre mir damals eingefallen an die Möglichkeit zu denken, dort einmal allein auf der Bühne zu stehen und dem Publikum ein abendfüllendes Programm zu bieten. Das wurde aber im Jahre 1929 Tatsache. Dieses Gastspiel verhalf mir wieder zu anderen Engagements.

Während der Theatersaison 1934/35 wurde ich von der Direktion des Stadttheaters Luzern eingeladen, bei der Aufführung der Operette «Die lustige Witwe» als Attraktion im Maxim mitzuwirken. Den Sängern und Sängerinnen wird dort Champagner kredenzt. In Wirklichkeit war aber das, was aus der Flasche gegossen wurde, nur klares Wasser.

Das schien mir nicht recht. Wozu war ich denn Zauberer?

So klopfte ich denn einmal im Augenblick, als die Flaschen entkorkt werden sollten, mit dem Zauberstab an diese und verwandelte das Wasser in Champagner. Die Überraschung der Theaterkünstler, plötzlich echten französischen Champagner zu genießen, war so angenehm und groß, daß beinahe sogar die Zuschauer et-

was von dem Vorgang bemerkt hätten. Leider konnte ich mir nicht leisten bei jeder Vorstellung zwei Flaschen St-Marceaux selbst zu finanzieren. So blieb diese Zauberei leider etwas Einmaliges.

Im Laufe der Jahre habe ich im Hotel Schweizerhof in Luzern 25 Vorstellungen gegeben. Begeisterte Zurufe, oft in allen Sprachen, von denen ich manchmal kein Wort verstanden habe, feuerten mich an. Was tat's, solange ich feststellen konnte, daß ich meinen Zuschauern Freude bereitete. Ich gab meine Vorstellung fünfssprachig. Gerade dieser Sprachensalat vermischt mit Mimik und Finger-
gesten trug dazu bei, die Kurgäste zu unterhalten.

VORSTELLUNG IN DER BADEHOSE

Einen Höhepunkt meiner Laufbahn bildete eine Vorstellung im Lido Luzern. Um die zahlreichen Zweifler zu widerlegen, die glaubten, das Geheimnis meiner Kunst bestehe in allerlei Täschchen, Apparaturen und Vorrichtungen in meinem speziell angefertigten Smoking, zauberte ich dort in der Badehose.

Ich ließ mir von einem Zuschauer eine schwere goldene Herrentaschenuhr aus und warf diese sogleich mit einem kräftigen Schwung in der Nähe des Sprungturmes in den See.

Der Besitzer des goldenen Chronometers fiel beinahe in Ohnmacht. Ich bat die Zuschauer um eine zweite Uhr. Begreiflicherweise fiel es schwerer, diese zu bekommen. Endlich aber erklärte sich doch ein Amerikaner bereit, seinen schönen Chronometer aufs Spiel zu setzen.

Als ich ihn jedoch warnte «You better say good-bye to your watch» wurde auch er etwas unsicher.

Nach kurzen Kapriolen und geheimnisvollem Hokusfokus konnte er aber seine Uhr, in einer versiegelten Tüte an einem Blumenstrauß überreicht, wieder in Empfang nehmen. Der Amerikaner fühlte sich sichtlich wohler. Inzwischen rief der Besitzer des Chronometers, den ich in den See geworfen hatte, wehklagend nach seinem Eigentum, das ein Familienandenken sei.

Ich suchte unter den Zuschauern nach einem guten Schwimmer und Taucher, der die Uhr vom Seegrund heraufholen sollte. Niemand meldete sich. Um allen Zufällen gewachsen zu sein, hatte ich aber meinen jüngsten Bruder in die Vorstellung mitgebracht. Dieser erklärte sich nach langem Zureden bereit zu tauchen. Das Komische war, daß er sich in voller Kleidung mit den Schuhen ins Wasser stürzte. Schwimmend erreichte er den Sprungturm, erkletterte diesen und stürzte sich dann mit einem einwandfreien Hechtsprung in den See.

Endlich tauchte er wieder auf. Aber von einer Uhr war nichts zu sehen. Dafür hielt er in den Händen einen stark abgekämpften, herrlichen Hecht, den er mit beiden Händen umfaßte und auf dem Rücken schwimmend triefend an den Strand brachte. Unter der Aufsicht von einigen Zuschauern entnahm ich dem Rachen des Hechtes die goldene Uhr, die ich zuvor in den See geworfen hatte. Das Gesicht des Chronometer-Besitzers gewann langsam wieder Farbe.

Diese Vorstellung in der Badehose wurde



damals sogar in der englischen Zeitung Daily Mail lobend erwähnt.

MEIN AUTOGRAMMBUCH

Unvergesslich ist mir die Freude, daß ich auch einmal General Henri Guisan im Hotel National in Luzern eine Sondervorstellung geben durfte. Der Herr General war nachher sogar so freundlich, mein Autogrammbuch mit einer Widmung zu eröffnen.

Ich habe oft die Feststellung machen können, daß gerade bedeutende Persönlichkeiten besonderes Verständnis für meine Kunst zeigen. Nach einer Vorstellung vor unserem ehemaligen Chef des Militärdepartementes, Herr Bundesrat Kobelt, schrieb mir dieser in mein Autogrammbuch, daß er den Fourier Marfurt sofort zum Obersten befördern würde, wenn es ihm gelänge, die für die Verstärkung der Landesverteidigung notwendigen Millionen hervorzuzaubern.

Ich ließ es mir nicht nehmen, den Wunsch des Herrn Bundesrates sofort zu erfüllen. Am andern Tag hielt Bundesrat Kobelt im Kunsthaussaal den Vortrag über das Thema: «Können wir uns verteidigen?» Nach dem Vortrag saß er mit einigen Herren im Restaurant. Da ließ ich ihm ein Kuvert überreichen, das in Banknoten 602 Millionen enthielt, mit der schriftlichen Zusicherung, die Summe zu ergänzen, falls diese noch nicht zu meiner Beförderung zum Obersten genügen sollte. Herr Bundesrat Kobelt war freundlich genug, sich nach dem Öffnen des Kuverts an meinem Tisch für den Spaß zu bedanken. Ein Spaß war es natürlich gewesen, denn bei meinen Millionen hatte es sich um einen Posten deutsche Mark aus der Inflationszeit gehandelt.

Mein Autogrammbuch zielt auch der Name von Herrn Bundesrat Dr. h. c. Ph. Etter und vom deutschen Bundeskanzler Dr. K. Adenauer, den ich schon zweimal, zuletzt während seines Kuraufenthaltes auf dem Bürgenstock, unterhalten durfte.

Groß war meine Überraschung, als ich im Sommer 1955 die Einladung erhielt, in der finnischen Hauptstadt Helsinki an einem Schweizerabend, den unser Gesandter in Finnland, Minister F. Real, gab, mitzuwirken. An jenem Abend waren auch vier Herren der Schweizerischen Handelsdelegation anwesend.

Sie widmeten mir in meinem Autogrammbuch folgende Eintragung:

Nicht daheim, doch hoch im Norden ist die Ehre uns geworden, trotz der Arbeit, nebenbei, zu erleben Zauberei. Wie viel Arbeit steht dahinter, viel Geduld im Sommer, Winter, wie viel Konzentration, viel Geschick und guter Ton! Dies sind alles große Gaben, die wir dringend nötig haben. Zu unserer Heimat Nutz und Frommen, wäre Zauber uns willkommen, daß die Partner, die verblüfften, nur noch wackeln mit den Hüften, und nach unserem Belieben alles würde unterschrieben.

Schweizerisch-finnische Handelsvertrags-Verhandlungen

Oktober 1955, in Helsingfors

Dr. E. Stopper, Hans Herold, W. Kobel, Rob. Sandoz, H. Grob.

ES IST NICHT ALLES ZAUBEREI

Ich bin seit vielen Jahren als Amateur Mitglied beim «Magischen Ring der Schweiz». Dieser Vereinigung gehören Vertreter aller Berufsgattungen an. Auffallend viele Akademiker, Ärzte, Zahnärzte zieren das Mitgliederverzeichnis. Nationale und internationale Magierkongresse geben den Teilnehmern immer wieder neue Rätsel auf. Alle Mitglieder dieser Gesellschaft müssen sich verpflichten, die Geheimnisse ihrer Kunst keinem Außenstehenden zu verraten. Ich habe mich, wie die Leser feststellen konnten, bisher auch hier an dieses Versprechen gehalten. Aber zum Schluß will ich doch noch ein Geständnis ablegen. Ich bin nämlich nicht im Hauptberuf Zauberer, sondern verdiene mir seit 34 Jahren mein Leben als Vertreter von Weinfirmen. Seit 1932 habe ich die Ehre, die Weinhandelsfirma Berger & Co. Langnau, zu vertreten.

Es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß ich mich als Zauberer auf der Reise nicht anstrengen müsse, um Aufträge hereinzubringen. Es ist auch nicht so, daß ich meinen Kunden bei jedem Besuch zuerst etwas vorzaubere. Manche wissen überhaupt nicht, daß der Reisevertreter Albert Marfurt mit dem Zauberkünstler Marfini identisch ist.